

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 3 (1935-1936)
Heft: 4

Artikel: Gespräch in Peking
Autor: Burckhardt, Carl J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gespräch in Peking

Mitgeteilt im Zürcher P. E. N.-Club

von Carl J. Burckhardt

Es handelt sich um ein Gespräch, dessen Zuhörer ich während einer Reise war, die ich als Teilnehmer an einem Rotkreuzkongreß antrat; sie führte mich nach Japan und auf dem Rückweg nach China, jegliche Vorbereitung fehlte mir, das Ganze war hastig und kurz. Sechs Tage war ich in Peking, zehn Tage in China, davon drei in der Bahn und einen im Flugzeug zwischen Peking und Schanghai. Schanghai-Peking im Schanghai-Express, Peking-Schanghai zehn Flugstunden zurück. Ich weiß ebensowenig von China, als ein Asiate von Europa wüßte, wenn er einmal sechs Tage in Paris gewesen wäre. Das Gespräch fand statt am zweiten Tage meines Aufenthaltes, und zwar zwischen einem früheren Beamten der letzten kaiserlichen Dynastie, einem alten, sehr vielseitig gebildeten Mandarin, der in seiner Jugend lange als Diplomat in Europa geweilt hatte, und der verwurzelt im alten China uns doch vielleicht insfern zum Besten hielt, als er seine Aussagen so stark an unsern Vorstellungskreis anpaßte, so sehr im Sinne einer Wirkung auf Europäer sprach, daß dieses oder jenes, wie die Chinakenner unter ihnen mit Leichtigkeit feststellen werden, vielleicht nicht ohne weiteres als «echt» zu nehmen ist. Europäisch angepaßt war vor allem eine gewisse Freimütigkeit, mit welcher er über unsere Zustände urteilte, was dem wirklichen alten Chinesen die Höflichkeit ja ebensosehr verboten hätte, wie sie ihm die Verteidigung und wertbetonende Schilderung des Eigenen zur Unmöglichkeit hätte machen müssen.

Die europäischen Teilnehmer an der ernsten und doch sehr heiteren Besprechung waren ein schottischer Kapitän, mit dem ich mich auf der Überfahrt von Vancouver nach Yokohama befreundet hatte; ein sehr schweigsamer irischer Gelehrter sodann, der Goethekenner war und endlich ein junger Österreicher.

Ort des Gespräches war eine chinesische Schenke, in der wir in dunklem, engem Raum um einen mit Kandelabern und Blumen geschmückten Tisch sassen, und das berühmte Gericht von Peking — die mit einer Lackschicht umgebene, all ihre eigenen und künstliche Würze noch enthaltende Ente aben und Reiswein tranken.

Die Zeit des Zusammenseins währte von 11 Uhr nachts bis 4 Uhr früh; das Gespräch hat also lange gedauert und hat vieles berührt, von dem heute nicht die Rede sein kann, es handelt sich um einen Ausschnitt.

Ich hatte mich an jenem Tage um fünf Uhr nachmittags bei kristallklarem Herbstlicht allein in den Himmelstempel und somit in eines der größten Heiligtümer begeben, das die Erde kennt. Ruhe geht von der Einheitlichkeit der chinesischen Architektur aus; un-säglich sicherer Zusammenhang der Bauanlagen mit der sie umgebenden Natur, wie sie bei uns nur die Antike wirklich kannte, wirkt auf uns. Aber auch im Bau, losgelöst von aller Umgebung, herrscht ein wunderbarer Einklang — männliches Grundgesetz der großen, starken, sicher ausgewogenen und strengen Einfalt des Bau-körpers und weibliches der fließenden Schmuckform schließen den Kreis. Nirgends erfuhr ich dies wie vor dem Himmelstempel. Vier-einhalf Kilometer im Umkreis hat seine Anlage, die ein reines Rechteck bilden würde, vollzöge nicht die nördliche Mauer eine Kurve, die nach Norden alle chinesischen Gräber schützt, und die weniger gegen die harten Winde, als gegen die bösen, aus Norden heranstrebenden Geister errichtet ist. Die Weite ist in dieser An-lage gemeistert im Dienste von Hoheit und Größe. Vor 4000 Jahren wurde hier schon dem einen Gott, dem höchsten Wesen geopfert, den man am Anfang all der vielen wechselnden Überlieferungen anbetete, die über diese chinesische Erde zogen, ihre Spuren zu-rückließen, und immer von diesem fernen einen Gott doch über-ragt waren. Die Achse führt über den Hügel der Marmorstufen und Balustraden, wie das Gehäuse einer ungeheuren Muschel in Kreisen geschmückt ist, sie führt nach dem zu höchst sehr fern in der Perspektive stehenden Tempel hin, dessen gewaltige Kuppel nicht wie die der andern Heiligtümer des Landes oder der Woh-nungen des Kaisers, mit Gold und honigfarbenen Glasurziegeln gedeckt ist, sondern mit solchen, in welche die Farbe des Himmels selbst — dem der Tempel geweiht ist — scheint eingeströmt zu sein, in einer Tiefe und Pracht ohnegleichen. Unter dieser Kuppel durfte nur der Kaiser allein beten, nachdem er gefastet hatte, und all seiner Würden entkleidet, als ein Armer in einem Karren sich hatte zu den Stufen führen lassen. Hier nahm er alle Last, alle Schuld seiner Völker auf sich, bot sich zur Sühne und als Erlöser der Gottheit dar.

Ich erkannte die Tiefe der Begegnung mit einer der ganz großen Erfüllungen irdischer Möglichkeit erst wie ich eine Stunde nach diesem einsamen Gang im dunkeln Theaterraume saß. Meine Freunde waren schon dort, ich wurde dem alten chinesischen Herrn im schwarzseidenen Rock vorgestellt — dem Mandarin. Essende, Schwatzende, Aus- und Eingehende umdrängten uns, ich hatte Mühe zu sehen und zu hören; Kinder wurden gestillt, Greise sangen leise vor sich hin — ich war noch wie unter einer kristallenen Glocke nach dem empfangenen Eindruck. Dann aber begann das Bühnenspiel mit Orchester — jedes Instrument einen Charakter begleitend — höchste Steigerung der Farben, alles wie eine Liturgie in Tanzform, die Stimmen hoch, singend, die Masken unermeßliche Verkörperungen. Das Stück, das mein Nachbar mir leise miterzählte: eine kleine Blumenverkäuferin bangt um Gesundheit und Leben ihres Vaters. Sie weiß, daß die Wallfahrt zu einem fernen Tempel ihm Heilung bringen könnte, vier Tagreisen ist der Tempel entfernt, sie kann nicht so lange ausbleiben, sie muß täglich Blumen verkaufen und den Vater pflegen; so steht sie denn nachts, wenn alle schlafen, von ihrem Lager auf, betend, mit der geweihten Kerze in der Hand schreitet sie durch die Nacht, um die erste Stunde kehrt sie um und legt den Weg, den sie gekommen ist, wieder zurück. Eine Nacht, zwei Nächte, drei und die vierte wallfahrtet sie betend, ohne je ihr Ziel zu erreichen, am Morgen ist sie immer zurück und an ihrer Arbeit. Am frühen Morgen der dritten Nacht führt das Stück uns vor den Tempel, den sie mit der Seele sucht. Viele Gläubige begehren Einlaß, aber der Tempel ist noch verschlossen. Jeder will der Erste sein, der am Heiligtum seine Kerze entzündet. Ein wohlhabender, ein mächtiger Mann hat dem Pförtner reiche Gabe gegeben, damit er den Tempel schmücke und ihm vor allen andern Einlaß verschaffe. Durch einen hintern Hof führt der Pförtner ihn am frühen Morgen zum Eingang. Mit dem schweren Schlüssel schließt er auf, aber wie erstaunen die beiden, wie vor dem Altar schon eine frische Kerze brennt. Der Mächtige überschüttet den Pförtner mit Vorwürfen, und dieser kann sich den Vorgang nicht erklären. Am nächsten Morgen kehren sie noch früher zurück, rauh reißen sie die Pforte auf — wieder brennt das stille Licht, aber diesmal kniet durchsichtig — wie gläsern — eine Mädchengestalt vor dem Altar, von innern Schein ist sie durchleuchtet, eine große Kraft geht aus von ihr, eine Lebensflamme

lodert in ihr, und diese Flamme teilt sich plötzlich, der eine Teil wird frei, fliegt durch die Luft und man weiß es wohl — sie wird durch die weiten Wege der Dämmerung bis zur Stadt in die Hütte gelangen, wo der Kranke schläft und wird ihn wieder mit Frische, Kraft und Dauer erfüllen.

«Rührselig», sagte mir der Schotte beim Hinausgehen, aber ich sah, daß das Stück in seiner Einfalt ihm Eindruck gemacht hatte. In der Schenke angelangt, begann der Österreicher ganz hingerissen von dem religiösen Gehalt zu sprechen, der hier an allem Leben teilhabe, alles trage.

«Nichts von alledem ist wahr», rief plötzlich der Kapitän, «kein Volk ist skeptischer, abergläubischer, treibt mehr Schindluder mit den höheren Mächten, als die Chinesen. Erzählen Sie mir nichts von Frömmigkeit!»

Der Mandarin hörte zu, mit jenem schwer zu beschreibenden Lächeln um die Mundwinkel, das sich leise verstärkte, je mehr mein zorniger Reisegefährte loszog.

«Da, wollen Sie Beispiele? Wie ich in Kanton lebte — ich weiß nicht mehr, war es 1905 oder 1907 — herrschte große Trockenheit. Der Buddha einer Pagode, an den man gewohnt war, seine Bitten um Regen zu richten, wurde allgemein bedroht; schließlich gab der Vizekönig — ich bitte Sie, der Vizekönig — einen Erlaß, das Dach genau über dem Standbild des Gottes sei abzuheben, damit er recht unter der brennenden Sonne leiden müsse. Als das nichts nützte, wurde der Befehl erlassen, die Statue zu peitschen. Wie dann schließlich der Regen fiel, aber zu spät, wurde das Dach nicht mehr gedeckt, man freute sich, daß die Farbe abgewaschen werde von dem verstockten Götzen. Schließlich, da der Rache nicht genug war, ließ der Vizekönig den Tempel entweihen und dann ausverkaufen, verschrotten — einer meiner Freunde hat schöne Bronzekandelaber bei der Gelegenheit erstanden.»

«Sie waren schön?» frug der Österreicher — «wie hätten sie dies ohne die Frömmigkeit des Handwerkers sein können, der sie einst gemacht hat!»

«Lassen Sie mich in Ruhe mit solch heidnischen Deutungen», rief der Kapitän, «die Kandelaber waren schön, weil die Chinesen Lust am Schönen haben — ganz einfach.»

Der Mandarin wollte etwas sagen, aber der Schotte fuhr fort. «Bitte ein anderes Beispiel: In einem Nest bei Schanghai war die

Tochter reicher Leute erkrankt, jemand — irgendeine alte Schwätzerin — erzählte der Mutter, ein Gott, dessen Pagode in der Nähe der Stadt Kinzah stehe, wünsche den Tod des schönen Wesens, um es im Jenseits als Konkubine zu gewinnen. Die Mutter, voller Entsetzen, flehte ihren Gatten an, er möge in aller Eile sich nach Kinzah begeben, um dem Gott zu opfern. Der Mann verreiste, er glaubte aber nicht an Überredung oder Bestechung, er begab sich zum Präfekten von Sungkiang und ersuchte ihn, dem Götzen ganz einfach das Handwerk zu legen. Der Präfekt von Sungkiang und eine Magistratsperson von Tsingpuc, nach angemessener Bezahlung, brachen auf zwei kriegerisch gerüsteten Dschunken nach Kinzah auf. Vor dem Tempel angelangt, ließen sie kurzerhand den Buddha von seinem Thron stürzen, mit sechs Säbelhieben wurde der Mächtige gespalten; zwei Hiebe genügten, um ihm den Schädel vom Rumpf zu trennen, mit den vier andern wurde sein Leib gevierteilt. Das Ganze warf man in den See. Ich bitte Sie, meine Herren, was sagen Sie dazu? Kann man sich etwas Primitiveres, Armseligeres vorstellen?»

Den Reiswein, den ein leiser Geselle mit einer Hand wie aus Alabaster in die Tassen schenkte, schob er weg, er zog seine Whiskyflasche aus der Rocktasche und goß sich das Glas voll.

«Das Leben wird arm», versetzte nun der Mandarin, «wenn der Phantasie kein Raum mehr gelassen wird, dasjenige auszuleben, was unser einfacher Antrieb wünscht. Magie ist nichts anderes, als die Kunst, das Feindliche in eine feste Vorstellung zu bannen, und diese Vorstellung dann zu zerstören. Wie ich in Europa weilte und das erstaunliche Gebäude Ihrer Technik bewunderte, da fiel mir in Ihren Straßen, in Ihren Häusern die Traurigkeit der meisten Gesichter auf, etwas Gespanntes, Entschlossenes; Ihre Künstler schienen mir einsame Menschen zu sein, die hart und bitter gegen irgendein Allgemeines ankämpften, das ihrer Welt entgegen ist; der Genuss schien mir wie gestohlen, von Angst gespalten, von Reue schon im voraus entstellt; das Leiden, das man immer zu lindern sucht, schien mir dadurch auch sein großes, ernstes Wesen zu verlieren, mehr als dies, mich däuchte, es sei beständig als etwas Störendes allen gegenwärtig, in jede Freude werfe es seinen Schatten, jeder überhebe sich, indem er glaube, alles zugleich tragen zu müssen, keiner könne mit ungebrochener Freude das Glück, das ihm zukomme, genießen — mit Einfachheit, mit der Art des Kindes, die

in diesen Vorkehrungen liegt, von denen mein schottischer Freund eben sprach. Niemand hatte Zeit, das Wunderbare der Welt zu erfassen. Stundenlang können dagegen wir, mit unsren zahmen Nachtigallen, in den schönen tragbaren pagodenförmigen Käfigen, uns am Abend auf den vom letzten Schein erwärmt Hügel an die Ufer der Flüsse setzen, und uns ganz in das Lied dieser Vögel verlieren. Das Hilfreiche, Erheiternde, Gute können wir erkennen, wenn wir lange über das feine Geäder eines zarten Marmorstücks gebeugt sind; alles ist uns belebt, weil wir die Lebensalter in uns selbst nicht trennen, der Greis gibt dem Kinde den nötigen Schatten, das ewige Kind im Greise erwärmt den Alternden. Wir sind dankbar für die Welt wie sie ist, genießen sie bis zur Neige ohne Furcht und nehmen das Furchtbare, das über uns hineinbricht, dahin. Wir denken in Bildern, in Vorstellungen, die ganze Welt ist uns erfüllt von Gestalt. Kennen Sie die Geschichte vom Glockengießer? Lebenslang hatte er Glocken gegossen, immer schönere, immer klangreichere, aber die Vollendete, die ihm vorschwebte, hatte er nicht zustande gebracht. Eines Nachts träumte ihm, ein Himmlischer trete vor ihn hin und sage ihm: wenn du in das glutflüssige Metall das Blut eines reinen Mädchen schüttest, dann wirst du dein vollendetes Werk schaffen! Der Glockengießer erzählte den Traum vor den Seinen; seine jüngste achtjährige Tochter, sein Lieblingskind, hörte aufmerksam zu und von dem Tage an wurde sie still und ernst. Wie man wieder zum Gusse schritt, und das sonnenweiße Metall im Kessel brauste, ging plötzlich die Türe der Werkstatt auf, und die Kleine, flüchtiger als ein Reh, lief durch den Raum und schon sprang sie über den Kesselrand in die fürchterliche Glut. Der Vater wollte sie mit verzweifeltem Griff zurückhalten, aber zu spät, er faßte nur noch ihren linken, kleinen, roten Pantoffel. Die Glocke wurde die herrlichste des Kaiserreiches. Sie hängt in einer Pagode aus Porzellan und jeder von uns, wenn er sich versenkt und wirklich hinhört, kann bei ihrem Verklingen ganz leise hören, wie sie mit den letzten Tönen immer sagt: «gib mir meinen Pantoffel wieder, gib mir meinen Pantoffel wieder.»

Der Österreicher war entzückt und meinte, aus Derartigem sei das ganze Werk von Mozart entstanden und alle Engel des österreichischen Barock flögen in dieser Welt aus und ein. Aber der Schotte wollte nichts davon wissen.

«Ich kenne diese Anekdote», meinte er, «ich habe sie auch schon gehört — ist alles Flunkerei wie unsere Ammenmärchen, zum Glück gibt es heute ein anderes, ein neues China, dem Derartiges Scham bereitet.»

Der Österreicher wollte ihn immer unterbrechen, aber er war *zu* weich und liebenswürdig, um gegen den Schotten durchzudringen.

«Die technische Erkenntnis wird mit all diesem abergläubischen Plunder aufräumen,» fuhr der alte Kapitän fort.

«Noch nicht, nein noch nicht,» entgegnete der Chinese. «Die einen verhalten sich wie mein Pächter, den ich kürzlich auf ein niedrig fliegendes Flugzeug aufmerksam machte; er hob kaum den Kopf, «wenn diese Maschine zum Fliegen gemacht ist,» meinte er, «warum soll sie nicht fliegen?» Das war wirklich nicht wunderbarer als so viel Wunderbares, das uns täglich umgibt und trägt. Die andern, die nicht wie dieser Bauer sind, die Unzähligen, die von Ihren Universitäten halb verbittert, halb erregt, ja wurzellos und hastig zurückkehren, die sind von den praktischen, materiellen Möglichkeiten ganz überwältigt. Was ihnen in keiner Weise zugänglich ist und sie zu Herrschern über all diese Maschinen macht, das ist die europäische Ethik, die hinter und über den technischen Errungenschaften steht, ihre Ursache und ihre Bedingung ist. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie schwer und wie gefährlich für uns der Weg zu dieser Erkenntnis ist; nicht darum geht es nämlich, daß wir neue Gedankeninhalte gewinnen, sondern darum, daß wir ein anderes, ja ein vollkommen anderes Denken lernen. Unsere Vorstellungswelt ist bildlich, die eure nun — wie soll ich sagen — phonetisch. Für uns ist die gesprochene Sprache nur ein armes Verständigungsmittel für den Alltag, schon das Theater, das zugleich die Wirklichkeit derb zu verstärken, das Niedrige erdrückend niedrig, das Hohe unendlich hoch wiederzugeben hat, schon die Bühne bedient sich einer andern, bilderreichern Sprache, einer ältern Sprache, die das ungelehrte Publikum mehr gleichmäßig versteht. Unser eigentliches Denken, die Sprüche der Weisheit, das ist nur durch die Schrift auszudrücken, die Bildersprache, das Kryptogramm. Wir sehen, wenn wir denken, ihr dagegen hört, deshalb hat die im Wind gekräuselte Welle oder die dunkle Masur auf den Schuppen des Fisches keine Sprache für euch. Klangvolle Sprüche beherrschen euch, bewegen eure Geschichte, wir sind völlig undialektisch. Ihr glaubt, daß man sich beispielsweise um irgendein Prinzip, einen Grundsatz schlägt

bei uns, aber nein! Es gibt auch keinen Haß von Provinz zu Provinz. Es ist uns bei den Europäern unfaßlich, daß anständige Leute so verschiedener Ansicht sein können. Das Unglück kommt über uns zur Zeit in Form von Armeen Arbeitsloser, die von spekulierenden Generälen kommandiert sind. Nun gut, anständige Leute kümmern sich nicht um dieses Gesindel, das mordet, brennt und erpreßt. Kein denkender Chinese glaubt, daß durch Gewalt die Geschichte zu einer endgültigen Lösung kann gebracht werden. Endgültiges gibt es überhaupt nicht, aber auf weite Zeiträume hinaus kann man immer wieder das innerhalb der irdischen Gesetze Dauerhafte anstreben, das Gleichgewicht. Gleichgewicht ist immer ein auf Gegenseitigkeit beruhender Zustand. Wenn die Dinge im Gleichgewicht sind, so trägt, wie Sie es im Himmelstempel sahen, der Kaiser die Last des Volkes, seine Nöte und Vergehen, das Volk trägt die Last des Kaisers; der Herr ist nirgends mehr als der Diener — der Diener nicht wertvoller als der Herr, beiden ist nur eine andere Aufgabe zugewiesen. In einem guten chinesischen Haus gibt der Diener dem Herrn das Trinkgeld, das er von den Gästen erhält und der Herr gibt ihm nach Gutdünken einen Teil zurück, soviel als ihm nötig scheint, damit das Gleichgewicht in einem reinen Verhältnis bleibe. Wenn wir opfern, so wollen wir nicht tun, als ob wir mit dem Göttlichen von gleich zu gleich stünden, wir nehmen an, daß es viele Kräfte zwischen Himmel und Erde gibt, die zu beschwichtigen, zu besänftigen, zu gewinnen seien. Wir opfern den Nächsten, den Ahnen; daß ihre einstige Wirklichkeit in veränderter Form um uns ist, des sind wir gewiß, wir nähern uns ihnen mit Ehrfurcht, wie man es in eurer antiken Welt getan hat, auf menschliche Weise, mit menschlichen Gaben, wir kennen nur diese, mögen die unendlichen Scharen der Toten es sich in ihre Sprache übersetzen, wir kennen sie heute nicht, wir sind die Toten von morgen. Warum sollen wir diejenigen sein, die die Sitte unterbrechen? Es ist gut so, daß ein Chinese, der nicht die vorgeschriebenen Opfer zum Grabe seines Vaters tragen würde, niemals die Tochter eines andern Chinesen heiraten könnte, der diesen Vater gekannt hat. Wir fürchten uns nicht vor dem Tode, unsere ganze weite Erde ist mit Grabhügeln übersäht, die Toten wohnen bei den Lebenden und weil sie uns beschützen, fürchten wir uns auch vor dem Leben nicht; durch unsere Lebenskraft, unsere beständige Vermehrung, haben wir immer wieder all die fremden

Völker, die über uns geherrscht haben, aufgesogen und schließlich verschwinden lassen, — wir sind immer noch da —.»

Nachdem er dies gesagt hatte, lehnte er sich zurück im Sessel und schloß die Augen fast ganz. Das Gesicht war jetzt nur von unten, vom Tische her, beleuchtet; mit der schmalen Hand zog er eine gelbe Aster aus der jadefarbenen Porzellanvase, er schlug ganz leise mit der Blume gegen den Tischrand und sagte dann, immer mit dem seltsamsten aller Lächeln, das von der Güte eines Greises bis zur letzten Grausamkeit führt: «Vielleicht daß in 40—50 Jahren nicht mehr viele Weiße in Schanghai sein werden.»

Es ging auf einen Augenblick etwas Peinliches durch das Zimmer. Der Schotte zog langsam auf dem Tisch neben dem Teller seine kurzen, behaarten Finger zur Faust zusammen und lachte dann in sich hinein, wie eine Dogge, die im Schlaf knurrt.

Der Oesterreicher dagegen versuchte durch eine Frage dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: «Sie wünschen sich,» sagte er zu dem Mandarin gewandt, «die alten Zustände wieder, das vorrevolutionäre China?»

«Ich diente», erwiderte der Angeredete, «der kaiserlichen Dynastie. Sie wissen, daß sie jetzt im Mandschukuo-Staat, wo sie den Thron wieder bestieg, ihren alten Namen nicht mehr tragen kann, und das ist recht so, denn das göttliche Mandat war abgelaufen. Jede Restauration alter staatlicher Formen, wie man sie in Europa bisweilen versucht, ist für unser Empfinden Menschenvorwitz, und als solcher ein Blasphem. Wenn die Harmonie gebrochen ist, kann man sie nicht wieder herstellen. Ist jenes Einverständnis im Respekt, von dem ich sprach, das Einverständnis zwischen Herrscher und Beherrschtem abgelaufen, ist die Harmonie gebrochen, dann ist eine Zeit vorüber, die nicht in derselben Weise wiederkehrt. Aber sehen Sie, wenn wir reden, so reden wir aneinander vorüber. Alles Mißverständnis unter den Menschen kommt aus der Verschiedenheit des Verhältnisses, das sie zum Begriff der Zeit haben. Ihr seid der Anforderung des Heute untertan, nicht immer war es so, aber es ist so geworden; ihr stürzt immer vorwärts, indem ihr das Gebot der Stunde erfüllt, wir tauchen ins trübe Wasser, verbergen uns, bis die Stunde vorüber ist. Ihr opfert euch selbst — wir opfern die flüchtige Stunde. Wir suchen dazubleiben, zu überdauern. Seit 22 Generationen ist mein Geschlecht in dieser Stadt, aber unsere Heimat ist Kanton; die Zeiten, die Herrscher, die Herrschaftsformen haben ge-

wechselt, wir sind geblieben, wir haben Söhne. Für euch ist der Mann mit dem Schwert immer wieder der erste, für uns ist er der letzte, für euch ist er der Adel, für uns ist er nicht viel mehr als ein Räuber. Wir haben ein Sprichwort, das heißtt: aus edlem Metall macht man keine Nägel — aus edlem Stamme keine Soldaten. Und Sie kennen die Antwort, die unser Delegierter beim Völkerbund einem Südamerikaner gab, der ihn frug, welche Verdienste China habe, um einen Sitz als Großmacht zu verlangen; er antwortete ihm, wir haben das Pulver erfunden und wir haben es nur benutzt, um Feuerwerk daraus zu machen.»

Hier unterbrach ihn der Schotte, seine Einwände waren — wie Sie sehen — scheinbar recht trivial, aber gerade deswegen gewichtiger, als wenn sie das Entgegenkommen einer gesättigten Bildung gezeigt hätten.

Er rief: «weil dem so ist, seid ihr jetzt da angelangt, wo ihr seid!»

«Für wie lange denn, was heißtt das — jetzt —?» warf der Österreicher ein.

«Kein Religionsstifter, keine neue Lehre hat unser Entscheidendes bis heute verändert,» erwiderte der Mandarin. «Wer mit europäischen Vorstellungen vom geschichtlichen Ablauf sich uns nähert, deutet immer falsch. Die Europäer, die uns am besten verstanden haben, waren häufig solche, die wie Sie, meine Freunde,» — er wandte sich zum Irländer — «wenig von unserer geistigen Vergangenheit gewußt haben; die andern, die vieles erlernten, legten es falsch aus. Wir wurden nie wirklich verändert, nur die Vorzeichen haben gewechselt. Wir leben allzutief der Natur verbunden, um durch Gedankensysteme anders zu werden. Merken Sie auf, all diejenigen, die durch Ideologien herrschen wollen, versuchen zuerst von der Natur abzulenken, die Natur zu verfemem, wenn sie aber versuchen, die Natur in ihr System als Hilfskraft einzubeziehen, so sprengt sie es. Im althinesischen wie im buddhistischen Denken, halten Sie sich immer — meine Herren, das Bild der beiden Drachen vor Augen, die mit der Perle der Vollkommenheit spielen. Sobald die Einheit aufhört, sind die Drachen da, als Verkörperung der beiden Kräfte, des weiblichen und des männlichen Prinzips; sie schaffen die Perle — das Gebilde — halb im Haß, halb in der Liebe — halb im Spiel, halb im Kampf. Von Osten und Westen nähern sie sich der Perle, die nur noch Sinnbild der verlorenen Einheit bleibt; es wird gestaltet, und wenn das Werk auf ein kurzes

in die Wirklichkeit getreten ist, sind die Kräfte bis zu ihrer neuen Sammlung erschlafft. Ist aber die schöpferische Spannung mit ihrer Sehnsucht zur Einheit wieder da, so ist auch das Werk — der Höhepunkt, das einzelne Leben — das Kunstwerk, die Summe der Werke — die Kultur schon wieder im Verblühen, schon wieder vorüber, und bald entzieht es sich wie ein Phantom, damit ein neues Sinnbild der nie zu erreichenden Einheit entstehe. So alt ist dies, wie unser Wissen um die Geheimnisse. Alles Wirken ist Ausdruck dieser Spannung, dieser Zweiheit von Kräften; ihr Werk ist immer das Ergebnis des Heimwehs, des Dranges nach der Einheit, die im höchsten Geiste unerreichbar vorhanden ist, ob dieser nun Tao, Konfuzius oder Buddha heiße. Wer die Einheit und die irdische Annäherung an sie, die Dauer des Gleichgewichtes sucht, darf nicht verwerfen, nie einseitig sein, gegen nichts feindlich gerichtet, allem gerecht, dem Großen wie dem Kleinen, dem Ideellen wie dem Materiellen, der Lust wie der Entzagung; eifrig, genau, streng, wahrhaftig muß er sein können und auch spielerisch, freudvoll und sorglos. In allem muß man nach Fülle, nach Ganzheit streben, in der Lust wie im Schmerz. Seine Grundlage darf man nie verlieren, den Heimatboden, auf dem man gewachsen, die Natur, die uns umgibt. Daß wir der Natur verbunden bleiben müssen, auch unserer eigenen, daß wir nie gegen sie wüten, nie sie verändern sollen, das ist nur ihrer Dauer wegen, die eine Eigenschaft der Einheit ist. Sind unsere geistigen Kräfte erlahmt, unsere Werke vergangen, ist immer wieder unsere Natur da, dieser müssen wir Rechnung tragen, sonst sind wir ewig auf der Flucht vor ihr, und was wir auch zur Beschleunigung dieser Flucht erfinden, schließlich ist es doch unsere eigene Natur, die als Rächerin uns einholt. Genau dieser Wahrheit trägt unsere Staatsreligion Rechnung, unsere Verehrung der Gestirne, der Erde und jener Ehe, die diese mit dem Menschengeschlecht eingingen, des Ackerbaus. In heiligen Hainen schweifen die uralten Götterkräfte wie in euren Vorzeiten, die groß waren und erhaben und Höchstes geschaffen haben. Es war richtig, was unser Gast am Beginn des Abends sagte, daß unsere Bauten von religiöser Stimmung getragen sind.»

Zum ersten Male nun, nachdem der Chinese die Stimme gesenkt hatte, nahm der irische Professor, der schweigsame Passagier, das Wort. Er wandte sich zu dem Österreicher und meinte: «Das große west-östliche Verstehen ist selten, in einem heute vergangenen oder

rasch vergehenden, ihrer Welt unbewußt ist es am ehesten vorhanden, wirklich in die Helle der Erkenntnis hat es wohl nur Goethe erhoben. Sie wissen, was bei uns geschah vor 1935 Jahren — es heißt, damals sei eine große Stille eingetreten und dann über allen Meeren unseres Erdkreises habe der Klageruf sich erhoben: Der große Pan ist tot. Ein tiefes Seufzen und Stöhnen der ganzen Natur habe den Klageruf begleitet. Aus allen Spannungen adventistischer Bereitschaft war das Christentum entstanden. Die Naturnähe, die Verbindung der Antike war abgerissen und nachdem die Kirche alte, schweifende Mächte in ihren Symbolen festgebannt hatte, schuf die ungeheure Sublimationskraft des in all seinen Formen immer wieder asketischen Christentums den Gedanken der Gottesgerechtigkeit.

Aber ich glaube, wirklich gestorben war der große Pan nicht, nur einem tiefen Schlaf verfallen, aus dem er von Zeit zu Zeit plötzlich erwachte; träumend bisweilen, so daß man nur leise seinen Flötenton vernahm, wie in der Welt des heiligen Franziskus, heftig auch bisweilen, alles zertrümmernd. Wir hatten versucht, den Gestaltenreichtum der Natur zu opfern, ihn zu besiegen mit allen Mitteln unserer Erfindung, um rascher, auf reinerem Wege, wie es unserm Wesen schien, zu dieser Einheit zu gelangen, um die es für alle Kinder der Menschen immer geht. Ein Kampf entbrannte, denn — wie unser Freund es sagte — die Natur blieb und überdauerte all unser Wählen und Wollen in und um uns. Die Christenheit des Mittelalters zerbrach über dem Kampf und so vieles nach ihr. Ein Geist wirkte unter uns, der allem Geformten, allem Endgültigen feind war, er verdächtigte alle Werte, verriet, was sich nicht zählen, nicht beweisen ließ, die Schönheit, die plastische Form zuallererst. Wer das vielfältige Wunderwerk der Welt über allem in Worten Gedachten zusammenzuhalten wusste, wurde vom kahlen Gesetzesdenken der Einfalt geziehen. Wenn man in diesem Zusammenhang die Aufgabe der Deutschen in der Geschichte bedenkt, so stimmt es besonders nachdenklich, daß sie es waren, welche die musikalische Polyphonie geschaffen haben. Goethe hat wie kein anderer die Totalität angestrebt, er hat es unternommen, die europäische Menschheit vor ihrem blinden Fortstürzen auf der Flucht vor der Natur zu bewahren. Sagt nicht Nietzsche von ihm: er bewahre vor allen angeblich zeitgemäßen Belehrungen durch die Legionäre des Augenblicks. Er war der westöstliche Europäer, und es sind die

Griechen, die ihm den Sinn für die Weisheit Asiens offen erhalten haben. Nahe verwandt dem Ihren — dies zum Mandarin gewandt — war sein Sinn für das religiöse Wesen aller wirklichen Kunst.»

«In der Tat, die Menschen sind nur solange produktiv in Dichtung und Kunst, als sie religiös sind», warf der Österreicher ein.

«Ja, an solches denke ich,» bejahte der Ire. «Ich denke nach den Worten unseres chinesischen Freundes auch daran, daß es ein Religiöses war, das diesen Menschen, und den Teil der europäischen Welt, dem er entstammt, zum Ausgleich, zum Gleichgewicht führte. Sobald Ausgleich möglich ist, schwindet das Tragische — hat er gesagt — im Sinne eines Einverständnisses mit der Welt. Er wartete immer auf die Koinzidenz, das Zeichen, das ihn die reinen Verhältnisse der Natur des Menschen und der geistigen Welt erkennen ließe. Jede Vergewaltigung des Weltvorgangs durch die Überlastung eines seiner Teile war ihm entgegen. So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleich wägt. Das Festhaltenwollen falscher Dominanten nannte er romantisch — im Gegensatz zum Klassischen. Aus dieser subjektiven Art, wie er den Begriff des Romantischen nahm, läßt sich für mich vieles von der Krankheit erkennen, die uns befallen hat. Wir überlasten beständig in diesem romantischen Sinne irgendwelche falsche Dominanten, wir haben eine Romantik in der Nation, der Materie, der Maschine, der Sachlichkeit, der Rasse, der Schnelligkeit gehabt. Der Pächter, der sagt: nun gut, wenn diese Maschine zum Fliegen gemacht ist, warum soll sie nicht fliegen — gefällt mir außerordentlich, wir hätten diesen Pächter sehr nötig.»

«Worte sind bei Ihnen unheimlich mächtig geworden, wie Totems, wie Götzen», warf da der alte Beamte der Mandschudynastie ein. «Sie sagen die «Freiheit» beispielsweise, oder der «Staat», die «Aufklärung» oder die «Autorität», was immer — und plötzlich überläuft die ganze gegenwärtige Generation ein Schauer; nachher — wenn der Totem, der Götze, «das Wort» sie nicht errettet, nicht beschützt hat, schlagen Sie ihm den Kopf ab, vierteilen sie es kritisch, versenken es im Grab ihrer sogenannten wissenschaftlichen Geschichtsschreibung, und sind recht hochmütig gegenüber denen, die es einst anbeteten. Neue Worte werden angebetet. Auch wir erleben jetzt eine starke, vom Westen entzündete Bewegung, die die Worte, die Wortsprache einführen will. Ich, was mich betrifft,

halte mich an die Bilder, die unendlichen, in denen ich mit den Gewesenen, mit den Mächten der Natur kommuniziere und in denen ich mich den höchsten Mächten in Demut und verhüllt zu nähern wage.»

Das Gespräch wandte sich, die Kerzen waren abgebrannt und tropften aus den Leuchtern. Man begann von der Art der Chinesen, ihre Geschichte zu schreiben und von ihrer Malerei zu reden, aber das würde uns bis in die Morgenstunden führen, wie wir uns denn erst trennten, als die vielen kleinen, purpurbraunen Hähne in den Höfen der Kaiserstadt zu krähen begannen. Den ersten Teil aber der Auseinandersetzung zwischen dem Chinesen, dem Österreicher, dem Iren und dem Schotten, beschloß dieser mit den Worten:

«Wie all dem sei, wir sind auf einen Posten gestellt worden mit einem Auftrag, wir haben nicht darüber zu rechten, nicht darüber nachzudenken, nicht zu schielen nach links und rechts; wenn es schwer ist, um so besser. Im Grunde hat mein alter Freund — dieser halbweise Schwätzer» — er trank ihm aus seinem Whiskyglas zu — «im Grunde hat er ganz recht: Wir sind Soldaten zu Wasser und zu Lande»; und damit glaubte er ein letztes Wort über uns in dem dunkeln Gastraum versammelte Europäer gesagt zu haben — ein Wort das nicht einmal sehr englisch, geschweige denn schottisch, in einem tiefern Sinne aber vielleicht wahr gewesen ist. Für heute abend wollen wir ihm vorläufig das letzte Wort lassen — wollen aber jetzt der Aufforderung des Mandarins folgen und der heiteren Seite des Daseins, der Freude der Geselligkeit in Ihrem gastlichen Kreise uns hingeben.